

Doppelgänger ihrer selbst : Überlegungen zu Mimesis und Männlichkeit am Beispiel der deutschen Turnbewegung, 1860-1900

Autor(en): **Goltermann, Svenja**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Traverse : Zeitschrift für Geschichte = Revue d'histoire**

Band (Jahr): **5 (1998)**

Heft 1

PDF erstellt am: **27.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-14546>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DOPPELGÄNGER IHRER SELBST

ÜBERLEGUNGEN ZU MIMESIS UND MÄNNLICHKEIT AM BEISPIEL DER DEUTSCHEN TURNBEWEGUNG, 1860–1900

SVENJA GOLTERMANN

«Dass ein jeder ist, aber sich nicht hat; genauer gesagt, sich nur im Umweg über andere und anders als ein Jemand hat [...] gibt der menschlichen Existenz in Gruppen ihren institutionellen Charakter.»¹

In der «Deutschen Turn-Zeitung» aus dem Jahre 1876 erschien im Rahmen eines umfangreichen Beitrages zur Feier des Sedantages eine längere Erörterung über die Bedeutung öffentlicher Wettkämpfe, die man aufgrund mehrerer Vorzüge, die man auszumachen glaubte, überaus hoch veranschlagte. Von äusserster Wichtigkeit erschien dabei die Tatsache, dass die Zuschauer bei diesen Wettkämpfen, wie man mutmasste, «eine Anregung zur leiblichen Vervollkommnung» erhielten.² Die eingängige Begründung dazu verdient Aufmerksamkeit und lohnt, ausführlicher zitiert zu werden. Sie lautete:

«Das Volk hat einmal die Gelegenheit, dabei eingehend den menschlichen Körper in voller Thätigkeit und Musse zu betrachten. Es lernt durch solche Kämpfe erkennen, wie viel der Körper zu leisten imstande ist. Dabei wird es Vergleiche über die Beschaffenheit desselben bei den verschiedenen Kämpfen anstellen. Hieraus wird sich ein gewisser Sinn für des Körpers Werth, für seine Ausbildung und Schönheit herausbilden. Ferner wird das Volk auch den Massstab an den eigenen Körper, an die eigene Gewandtheit, Kraft und Leistungsfähigkeit legen», so dass viele schliesslich «vom Feste mit dem guten Vorsatze von dannen» gingen, «in Zukunft die nöthige Aufmerksamkeit und Sorgfalt auf die Pflege und Veredelung des Körpers zu verwenden».

Doch die erhofften Wirkungen erschöpften sich darin keineswegs, weder für das Publikum, noch für die teilnehmenden Mitglieder. Denn man fügte hinzu: «Endlich wird durch solche Kämpfe das nationale Bewusstsein gehoben. Wenn auch nur eine geringe Schaar an den Kämpfen Theil nimmt, so spiegelt sich doch in denselben des Volkes Gewandtheit, Rüstigkeit, Muth und Thatkraft wieder, denn es [...] sind die Männer des Volkes, die aus freier Wahl um des Kampfes Preis ringen. Durch das gegenseitige Abmessen der Kräfte, durch das

zähe Ausharren der Streiter, durch das sichtbare Steigern der Begierde des Kampfes wird unwillkürlich der Gedanke an die Leistungsfähigkeit der Nation rege.»

Die formulierten Erwartungen waren weit gespannt, das Ziel hoch gesteckt. Immerhin: Die hier skizzierte Inszenierung umschloss dreierlei: Körper, Männer und Nation. Körperideal, Männlichkeitsbild und Nationsvorstellungen wurden aufeinander bezogen, schienen sich gegenseitig zu bedingen. Diese Verzahnung war keineswegs ungewöhnlich. Im Gegenteil: Männlichkeitsbilder wurden auf die «Nation» übertragen, liessen die Erwartungen, die auf ein «männliches» oder «nationales» Verhalten gerichtet wurden, ineinander fallen. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts lässt sich das in der Turnbewegung allerorten verfolgen. Die «Nation» – oftmals war sie als Metapher lesbar, in der die Geschlechterdifferenz festgeschrieben und auch die Machtbalance zwischen den Geschlechtern ausgehandelt wurde.

In diesem Gefüge zwischen Männlichkeit und «Nation» fungierte der Körper, dafür gibt es unzählige Beispiele, gewissermassen wie ein Scharnier, genoss einen zentralen Stellenwert und war von immenser Bedeutung. Folgt man den zeitgenössischen Überlegungen der Turner, verwiesen die Konstitution und Leistungsfähigkeit der Körper nicht nur auf den Grad der erworbenen Männlichkeit. An ihnen mass sich auch das Potential der «Nation», ja, sie waren der Gradmesser für ihre Lebensfähigkeit oder, wie es in den 1860er Jahren noch gleichbedeutend hiess: für die des «Volkes». «Völker, die körperlich entarten, verlieren zuletzt auch ihre geistige Selbständigkeit, und verschwinden aus der Geschichte»³ – mit dieser Formulierung war ein grundlegender Gedanke der Turnbewegung treffend auf den Begriff gebracht. Durch ihn wurde die Verbesserung der körperlichen Konstitution und Leistungsfähigkeit zum Überlebensgebot stilisiert.

Dass die Stärkung des Körpers zum Erhalt der Nation den Männern vorbehalten war, ergab sich dem zeitgenössischen Verständnis zufolge nachgerade von selbst: Das Turnen war «männlich», das Ziel ein ebenso hehres wie unter den Mitgliedern unstrittiges: Hier sollten «Männer» geschaffen und zu «echter Männlichkeit» erzogen werden.⁴ Mut, Tapferkeit und Wehrfähigkeit, Willensstärke und Überwindungskraft, die Fähigkeit zu Freiheit und vollständiger Selbstbeherrschung, Disziplin und Gehorsam, Mässigkeit und Bescheidenheit – all das kennzeichnete das öffentlich hochgehaltene Männlichkeitsideal, dessen Verbreitung zum Programm erhoben wurde. Eine Kennzeichnung der Turnvereine aus den späten 1880er Jahren als einer «öffentlichen Erziehungsanstalt für die edelste Männlichkeit im Dienste des Vaterlandes»⁵ brachte die gültige Maxime noch einmal treffend auf den Punkt.

114 ■ Es soll hier nicht darum gehen, die sukzessive und – fast müsste man sagen –

millimeterweise Verschiebung dieses Männlichkeitsideals während des 19. Jahrhunderts zu verfolgen.⁶ Auch eine Kontrastierung des turnerischen Ideals von Männlichkeit mit anderen Männlichkeitsvorstellungen ist hier nicht das Thema, wenn es auch an diversen, zum Teil gegenläufigen Männlichkeitsentwürfen, die von der Forschung in jüngster Zeit ausgemacht werden konnten, nicht fehlt.

Dazu zwei kurze Bemerkungen: Obwohl die Erkenntnis vom Konstruktcharakter von «Geschlecht»⁷ mittlerweile in einer wachsenden Anzahl von Arbeiten das Ausgangsproblem der Analyse von Männlichkeit umschreibt, wird das Potential dieses Ansatzes, das gilt vor allem für den deutschsprachigen Raum, noch immer nur geringfügig ausgeschöpft und auf die Dechiffrierung von Geschlechterzuschreibungen reduziert. Die Analyse eines Konstruktionsprozesses jedoch, der die fortlaufende Erzeugung, die vielfältigen Vermittlungs- und Aneignungsweisen umschließt, wird in der Regel vernachlässigt. Ausserdem, aber durchaus damit zusammenhängend: Fragen nach der Handlungsrelevanz der zirkulierenden Geschlechterzuschreibungen, nach gewissermassen «brüchigen» Geschlechteridentitäten werden meistens ausgespart. Nur allzu leichtfertig wird eine Linearität zwischen Geschlechterstereotypen und gesellschaftlichem Handeln implizit unterstellt – im wahrsten Sinne des Wortes ein «Kurzschluss». Um es bewusst überspitzt und provokativ auszudrücken: An Geschlechterstereotypen herrscht auch in der geschlechtergeschichtlich orientierten Geschichtswissenschaft kein Mangel.

Um zum Ausgangspunkt zurückzukommen: Verfolgt man die Konstruktion von Männlichkeit innerhalb der Turnbewegung, ist eine Ausblendung des Körpers als eines Mediums der Einverleibung und der Verkörperung von Geschlechterzuschreibungen schlechterdings nicht möglich. Das freilich nicht nur, weil die körperliche Konstitution als das Grundaxiom der Geschlechterdifferenz und der Hierarchie zwischen den Geschlechtern firmierte; sondern auch, weil in der körperlichen Praxis des Turnens die Einverleibung männlicher Eigenschaften und Fähigkeiten anvisiert wurde. In den vielfältigen Varianten turnerischer Übungen sollte die Kraft gesteigert, die vollständige Körperkontrolle erworben, die Fähigkeit zu aussergewöhnlicher Leistung gewonnen werden, sollte schliesslich, gleichsam als Essenz dieser körperlichen Konstitution der gesamte, vorn bereits beschriebene, Tugend- und Verhaltenskatalog als integraler Bestandteil der Männlichkeit erworben werden. Kurz gesagt: Männlichkeit wurde im Körper verortet, nahm in diesem ihre Gestalt an.

Die Konstruktion von Männlichkeit als eines Erzeugungs- und Verinnerlichungs-, Reproduktions- und Transformationsprozesses von seiten des Körpers anzugehen, der, um hier die prägnante Formulierung von Pierre Bourdieu aufzugreifen, in einer «permanente[n] Formierungs- und *Bildungsarbeit*» als eine «vergeschlechtlichte Wirklichkeit» selber erst konstruiert wird,⁸ ist bis

lang kaum versucht worden.⁹ In diesem Körper, in dem die Geschlechterdichotomien und -hierarchien ihr scheinbar natürliches Fundament und ihre biologische Realität erhalten; in der gesamten Hexis – der Summe der körperlichen Verhaltensweisen –, in der sich in dem weiten Spektrum der Körperhaltungen, im Gehen oder auch im Stehen, die Geschlechterzuschreibungen wiederfinden,¹⁰ liegt jedoch mehr begründet als eine weitere Dimension sinnlich erfassbarer Männlichkeitszuschreibungen. Denn die Provokation ist weit aus grösser. Helmuth Plessner hat sie bereits vor Jahrzehnten in dem Satz zusammengefasst: «Wir sind nicht unser Körper, auch wenn wir ihn haben, auch wenn er uns hat, sondern wir verkörpern uns.»¹¹ Um es in der Konsequenz auf den Punkt zu bringen: Die Vorstellung von einem Körper als etwas «selbstidentisch Seiendem» wird hier bereits in Abrede gestellt, die Einheit des Subjekts negiert.¹²

Wenn die Annahme einer Authentizität des Körpers und eines ursprünglichen und unverbrüchlichen Körpergefühls damit massiv in Frage gestellt ist,¹³ kann das vermeintliche Wissen über die Prozesse der Aneignung von Männlichkeit davon nicht unberührt bleiben. Auch wenn man weiterhin davon ausgeht, dass Körper- und Geschlechtervorstellungen im wesentlichen diskursiv und durch praktische Handlungen vermittelt werden,¹⁴ scheint es daher durchaus gewinnbringend, sich auf das weit gespannte Feld der Mimesis zu begeben.¹⁵ Die eigentliche Herausforderung liegt nicht zuletzt in der Irritation.

Dazu eine kurze Erläuterung: «Mimesis»,¹⁶ die sich wegen ihrer Vieldeutigkeit und Wandelbarkeit im historischen Prozess gegen jede allzu strenge Definition und Theoretisierung sperrt, spielt in den unterschiedlichsten Bereichen der sozialen Praxis: beim Sprechen, in der bildlichen Darstellung, im Ritual, bei der Konstruktion von Mythen, jeder Art der Inszenierung, kurz: bei der Hervorbringung einer symbolischen Welt eine zentrale Rolle. Mimesis hat dabei in der Regel eine körperliche Dimension. Der gesamte Bereich der Nachahmung ist damit ebenso angesprochen wie diejenigen mimetischen Handlungen, in denen bereits erworbene motorische Schemata aktiviert werden. Das Entscheidende aber ist, dass der Körper nicht auf die Funktion eines passiven Mediums der Einschreibung kultureller Bedeutungen reduziert wird, sondern zugleich als produktiver Bestandteil eines fortlaufenden Konstruktionsprozesses zu begreifen ist.

Die Einbeziehung des Körpers schliesst freilich nicht aus, die Bedeutung der Sprache für die Erzeugung und Verinnerlichung von Körper- und Geschlechtervorstellungen hoch zu veranschlagen. Auch in mimetischen Prozessen geht der Wahrnehmung des anderen Körpers wie auch des eigenen die diskursive Vermittlung voraus. Dennoch greift Mimesis darüber hinaus, zwingt zur Berücksichtigung eines weiten Spektrums sinnlicher Erfahrungen, die, auch wenn

sie als bereits gedeutete verstanden werden, vom Körper aufgenommen und in diesen gleichsam «eingeschrieben» werden. Damit stellt der Körper spezifische Wahrnehmungs- und Handlungsschemata bereit, die selbst wiederum in mimetischen Handlungen aktiviert werden.

Mimesis ist dennoch keineswegs etwas völlig Identisches oder Statisches. Sie erzeugt Neues, selbst in der Nachahmung; sie ist eigene Deutung vorgängiger Deutungen.¹⁷ Um das kurz zu erläutern: Bezieht man sich auf Plessner, verwirklicht sich «die Existenz als Körper im Körper [...] als ein immer erneuter Akt der Inkorporation», wird, wie er an anderer Stelle erläutert, dem Menschen sein Verhältnis zum eigenen Leib erst durch «Verkörperung» und einem damit verbundenen «sich benehmen wie», einem so «tun als ob» gegenständlich.¹⁸ Denn das Verständnis der eigenen Körperlichkeit bildet sich nicht etwa durch ein von anderen unabhängiges «Sich-selbst-Sehen» oder durch die Fähigkeit zur eigenen körperlichen Beweglichkeit heraus, die man im Grunde nur kinästhetisch verspürt.¹⁹ Grundlegend für das Verständnis des eigenen Körpers ist der Bezug auf den anderen, die Möglichkeit visueller Wahrnehmung, vor allem der – vielleicht auch imaginierte – Austausch des Blicks, durch den sich die Vorstellung des Angeblickt- und Erblicktwerdens einzustellen vermag.²⁰

Nimmt man die Vorgänge von Mimesis ernst, muss man davon ausgehen, dass es kein auch nur annähernd «wahres» Bild des eigenen Körpers, ja, überhaupt von sich selbst gibt.²¹ Denn das, was man von sich wahrzunehmen glaubt, ist in hohem Masse durch das bestimmt, was Plessner die «Reziprozität des Körperschemas» nennt, «d. h. die Abbildbarkeit des fremden Leibes auf den eigenen Leib».²² Die Vorstellungen vom eigenen Körper und dem eigenen Ich gehen allerdings in der Übertragung des Anderen auf das eigene Körperschema und die Inkorporation der damit verbundenen Eigenschaften oder Fähigkeiten nicht auf. Was bleibt, ist eine «Abständigkeit» des einzelnen zu sich und zu den anderen.²³ Damit ist dreierlei ausgedrückt: Erstens geschieht in der «Verkörperung» keine vollständig erschöpfende Einverleibung des Anderen. «Verkörperung» ist nicht, um es anders zu sagen, gleichzusetzen mit der Erzeugung einer identischen Reproduktion. Zweitens, und das ist damit eng verwoben, werden in einer Vielzahl von mimetischen Prozessen unterschiedliche und durchaus antagonistische Wahrnehmungs- und Handlungsmuster angeeignet – ein Umstand, der schon der stets vielfachen Zugehörigkeit jedes einzelnen zu verschiedenen Gruppen geschuldet ist.²⁴ Drittens aber ist damit ein Aspekt bezeichnet, der den einzelnen als «virtuelle[n] Zuschauer»²⁵ seiner selbst und der Welt kennzeichnet. «Man vergisst», so Plessners Erläuterung dazu, «dass die <Selbstbeherrschung>, welche das tägliche Leben vom Menschen fordert, die Beherrschung der Rolle, die er in ihm spielt, die Verwandlungs- und Verstellungsfähigkeit, welche Umgang und Beruf einem jeden mehr oder weniger ■ 117

aufzwingen, beim Darsteller *auf das Bild gerichtet sind, das er für den Zuschauer sein will*».²⁶ In dieser Situation – und dasselbe liesse sich für den Moment einer Nachahmung behaupten – bleibt das Verhältnis des einzelnen zu seinem Leib, zu sich und den anderen durch eine «innere Distanz und prinzipielle Rückzugsmöglichkeit gekennzeichnet», die ihn im Moment einer Handlung als «Doppelgänger seiner selbst»²⁷ erscheinen lässt.

Um an dieser Stelle zur Turnbewegung des 19. Jahrhunderts zurückzugehen: Hier begegnet uns Mimesis als Erzeugung einer vergeschlechtlichten Wirklichkeit und Hervorbringung einer vergeschlechtlichenden Wahrnehmung in allen nur erdenklichen Bereichen: im alltäglichen Turnen, bei den Festumzügen, im Kriegsspiel, schliesslich bei den grossen Darbietungen des Massenturnens vor dem öffentlichen Publikum. Das kann ein Blick auf die Inszenierungen der Turnfeste verdeutlichen. Dabei sollte die Perspektive der aktiv Turnenden deutlich von der Sicht der Zuschauer unterschieden werden.

Dazu muss man sich zunächst die Vielfalt der Übungen und ihre Funktionsweisen vergegenwärtigen. Da waren zunächst die Freiübungen. «Beugungen, Streckungen, Drehungen der Füsse, der Unter- und Oberschenkel, des Rumpfes, des Kopfes, der Ober- und Unterarme und Hände» – sie bildeten das gängige Repertoire, durch das die freie «Beweglichkeit jedes Einzelnen Körperteils» erreicht und damit die Fähigkeit zur vollständigen Kontrolle des Körpers erworben werden sollte.²⁸

Dann die Ordnungsübungen: Diese Gang- und Laufübungen erforderten kein übermässiges Geschick, lag doch die eigentliche Bedeutung dieser Massenumübungen hauptsächlich im Bild, das sie vermittelten: «Wendungen der Einzelnen, An-, Neben-, Vor-, Hinter- und Umreihungen, Schwenkungen der Reihen, Züge und Gegenzüge», erläuterte ein Turner, gehören zu den «gewöhnlichsten Ordnungsübungen». Und diese erforderten ausser einer gestärkten Ausdauer vor allem eines: Die Fähigkeit zu Selbstdisziplin und Gehorsam, die das Bild der Ordnung trotz aller vollzogenen Schwenkungen und Veränderungen in den Aufstellungen gewährleistete.

Und schliesslich die Geräteübungen, der vermutlich anspruchsvollste Teil des Programms. Gerade weil diese meistens, so die Erklärung, «eine grössere Anstrengung» erforderten, «auch oft mit ihrer Ausführung ein gewisses Wagniss verbunden» sei, «welches in der Nichtbeachtung und Überwindung einer freilich meist nur scheinbaren Gefahr» bestehe, dienten «sie hauptsächlich zur Erwerbung von Muskelkraft und Muth», aber auch zur Entwicklung von «Selbstständigkeit» und der Fähigkeit, die eigene «Kraft zu berechnen und richtig anzuwenden». Selbst der «ungeübteste Anfänger» werde dabei, so das erklärte Ziel, nach einer langsamen Steigerung der Schwierigkeitsgrade in der

118 ■ Lage sein, durch ein «bewunderungswürdiges Zusammenspiel von Kraft, Aus-



Vom vierten Deutschen Turnfest, Bonn 1872 (Ausschnitt). Gezeichnet von L. v. Elliot (Illustrierte Zeitung, Nr. 1522, 31. August 1872, S. 160 f.).

dauer, Gewandtheit, Schnelligkeit, Besonnenheit und Muth» die Geräteübungen zu meistern.

Was im alltäglichen Turnbetrieb des Vereins im kleinen stattfand, wurde auf den öffentlichen Darbietungen des Massenturnens augenfällig. In jeder Bewegung, die der einzelne vollzog, wurden spezifische Vorstellungen der «Männlichkeit»: der Selbstbeherrschung und der Ausdauer, der Entschlossenheit, des Mutes und der Überwindungskraft – um nur die offenkundigsten zu erwähnen – gewissermassen «verkörpert». Die Bedeutung des Blickes auf die Mitturnenden, vor allem aber auf den Vorturner, kann hier kaum überschätzt werden. Man muss sich diese Situation – das zweite nationale Turnfest in Berlin 1861 kann dafür beispielhaft angeführt werden – einmal vor Augen führen.²⁹ Der leitende Oberturnwart, ausgewählt wegen seines mustergültigen Könnens und kraft seiner Funktion eine Autorität, stand hier den vorzuführenden Freiübungen vor. Auf erhöhter Stelle agierend – sein Platz war die Rednerbühne – war er für alle sichtbar, diente als Orientierungspunkt und Leitbild für alle Turnenden. Jede Übung wurde von ihm vorgemacht, seinen Bewegungen folgten die etwa 4000 anwesenden Männer auf dem Platz. Durch ihn erhielten sie nicht nur das Signal für die auszuführenden Übungen; in ihm gewannen sie auch das Bild der eigenen körperlichen Funktionsweise, vermittelte sich ihnen eine Vorstellung davon, wie sich der eigene Körper im Moment der auszuführenden Übung

gestaltete, welchen Ausdruck der eigene Körper im Augenblick der Ausführung hinterlassen konnte – und sollte. Der Zwang zu Genauigkeit und Präzision war immens: Nicht nur, weil jeder Fehltritt, jede unkorrekte Bewegung das Bild der Geschlossenheit aufbrach und die Leistungsfähigkeit des einzelnen coram publico blossstellte; mit jeder Ungenauigkeit drohte auch die gezeigte Männlichkeit in Frage gestellt zu werden. Denn die Vorgaben waren den Turnenden wie den Zuschauenden gleichermassen bekannt: Wer hier öffentlich auftrat, hatte «Kraft und männliche[n] Sinn» zu zeigen, war angetreten, seine Fähigkeit «zu Schutz und Wehr dem einen deutschen Vaterland» zu demonstrieren.³⁰ Das war zumindest der Vorsatz, durch den das urteilende Publikum bereits im Vorfeld auf die Darbietungen eingestimmte wurde.

Folgte man den Eindrücken des beobachtenden Berichterstatters ergab sich in der Tat ein bestechendes Bild: Die Übungen wurden, wie er schwärmte, «mit überraschender Genauigkeit, Übereinstimmung und Gleichmässigkeit» ausgeführt, was er der «Einfachheit» der Übungen nicht weniger zuschrieb als der «geschickte[n] Anordnung des Turnwarts». Das war jedoch nicht alles: Denn hier wurden Übungen ausgeführt, die als Bestandteil des alltäglichen Turnbetriebs eingeübt und geradezu habitualisiert worden waren und als motorische Schemata aktiviert werden konnten. Den Bezug auf den leitenden Oberturnwart machte das freilich ebensowenig überflüssig, wie im Augenblick der ausgeführten Übungen Neues konstituiert, überkommene Bedeutungen transformiert werden konnten. Das sinnlich wahrnehmbare Ambiente des Turnplatzes mit seinen nationalen Symbolisierungen, die entstandene Atmosphäre durch die in militärischer Manier erteilten Befehle – all das konnte selbst im Moment der Wiederholung oder Nachahmung die scheinbar reproduzierten Schemata mit neuen Deutungen aufladen.

Das galt auch für den Blick der Aussenstehenden. Unter dem «überraschenden und überwältigenden Eindruck» stehend, welche die Massenvorführungen hinterlassen konnten, blieb es manchem Augenzeugen, wie hier auf dem Leipziger Fest 1863, sogar ein unvergesslicher Augenblick, als «die vierzehntausend erhobenen Arme mit einem Male an die Körper gleichmässig niederfielen und ein Geräusch entstand», das sich nach seinem Empfinden «am besten mit dem Knattern des Kleingewehrfeuers vergleichen» liess.³¹

Auch wenn damit ein besonders einprägsames Beispiel der symbolischen Interpretation eines nicht eindeutig interpretierbaren Bewegungsablaufs gegeben ist – ein geradezu klassischer Fall von Mimesis – war diese Deutung weder zufällig noch beliebig. Denn derartige Assoziationen, wie sie in diesem Augenblick zu Tage traten, setzen, erstens, Dispositionen einer Wahrnehmung voraus, die sich als das Ergebnis einer spezifischen «Einprägungs- und Aneignungsarbeit»³²

120 ■ begreifen lassen und erst unter konkreten Bedingungen zur Geltung kommen.

Dazu aber, und das ist der zweite Punkt, muss sich in dem betrachteten Bild etwas Wiedererkennbares befinden, etwas, das eine Struktur aufweist, die überhaupt erst die Freisetzung dieser spezifischen Wahrnehmungs- und Deutungsweise ermöglicht.

Sicherlich, die auf den Festen der frühen 1860er Jahre auf vielfältige Weise hergestellten Bezüge auf die siegreichen Schlachten der Vergangenheit und die in unzähligen Reden heraufbeschworene, tatsächlich oder vermeintlich von Frankreich ausgehende Kriegsgefahr steckten den Rahmen der Interpretation für die dargebotenen Turnvorführungen mit ab. Doch das war gewiss nicht alles: Auch die körperlichen Bewegungen der Turnenden und die Haltung ihrer Körper konnten beim Zuschauenden Eindrücke hervorrufen, bei denen die wahrgenommene Männlichkeit von einer Wehrfähigkeit und Wehrbereitschaft – die immer auch das Vermögen zu Disziplin, Gehorsam, Selbstbeherrschung und Tatkräftigkeit mit einschloss – nicht mehr abstrahiert werden konnte.

Schon der Auftakt zu den Massenübungen war massgeblich:³³ Der Einmarsch auf den Platz «in Rotten zu Fünfen»; die umgehend erfolgende Aufstellung der bereits Eintreffenen «in Rotten zu 10 Mann»; der Anschluss der Nachrückenden «im Dauerlauf» und dennoch «in schönster Ordnung» – die Zuschauenden liessen sich mitreissen, honorierten mit lautem Beifall die Ausdauer der aufmarschierenden Turner bis diese, nach Anordnung der Turnwarte, in geordneten Reihen von je 20, «Mann neben Mann in eine[r] Reihe» standen. Dann der kurze Moment vor Beginn der Übungen: Es mochte nur einen Atemzug lang dauern – das Heraustreten aus der Riege setzte die «sogenannte militärische Haltung» voraus, vergleichbar der «kurzen Zeitspanne zwischen Ankündigungsbefehl und Ausführungsbefehl zum Marsche vorwärts», wie einprägsam erläutert wurde.³⁴

Vergegenwärtigt man sich die Bedeutung, die dem Körper, seinen Bewegungen und seiner Haltung zugeschrieben wurde, erstaunt es freilich nicht, wenn sich die dem öffentlichen Publikum stellenden Turner peinlich genau um Präzision bei den Bewegungsabläufen, um mustergültigen Abgang am Übungsgerät und aufrechten, disziplinierten Gang beim Einmarsch der Turnerriegen bemühten. Denn gerade in der Haltung kam Männlichkeit, so wie sie als Ideal mit all den ihr zugeschriebenen Eigenschaften innerhalb der Turnbewegung kursierte, in verdichteter Form zum Ausdruck, fügten sich männliche und nationale Fähigkeiten scheinbar ineinander. Denn: In der Haltung artikulierte sich nicht nur, wie man glaubte, der «Geist», der die Jugend «hebt, trägt und bewegt»; sie galt nicht nur als der «Empfehlungsbrief» für die «Gesinnung», spiegelte nicht nur das Mass der «Tapferkeit», die den einzelnen auszeichnete. Der «frei» sich entfaltende «und hoch einher strebende Männergang», der «haltungs- und schwungvolle Männergang», eingeübt nach dem Vorbild der ■ 121

«Gehschule der Heeres», wie es dem süddeutschen Turner Otto Heinrich Jaeger vorschwebte, war auch und vielleicht vor allem ein Zeichen der Männlichkeit oder, zeitgenössisch ausgedrückt, der «wirkliche[n] Ermannung und Mannesreife, Mannhaftigkeit und Manneswürde», von der man annahm – und das war wohl kaum eine Nebensächlichkeit –, sie werde vor allem auch von dem «feinfühligere[n] weibliche[n] Geschlecht» erkannt und gewürdigt.³⁵

Man kann eine beliebige Anzahl grösserer Turnfeste Revue passieren lassen: Die Inszenierungen schienen wiederholt und bis ins Detail der Massgabe zu folgen, «wahre» Männer, perfektionierte Körper und eine leistungsstarke Nation zu präsentieren. Überzeugt davon, dass die Turnübungen dafür das geeignete Mittel waren, wurde das Kalkül, das die Initiatoren mit den Massenturnübungen verbanden, nicht verhehlt: «Diese Gleichmässigkeit bei der Ausführung der Übungen», gab man geradezu erfolgssicher zu Protokoll «bei welchem sich der einzelne Turner eifrigst bemüht, seine Bewegungen genau in Übereinstimmung zu bringen und zu erhalten mit denen seiner mitturnenden Genossen, sowie die überaus straffe Art des Heran- und Wegtretens bringen eine Übung für Ordnung und Manneszucht, sowie für unbedingtes Einfügen des Einzelnen in das Ganze».³⁶

In diesem Sinne berechenbar waren die Turnenden jedoch ebensowenig wie das auf den Festen zahlreich sich einfindende Publikum. Weder die Ernsthaftigkeit der Turnenden bei ihren Bemühungen um Präzision, Genauigkeit und Geschicklichkeit, um die Einhaltung von Disziplin und Gehorsam noch die mitunter geradezu euphorischen Beifallsstürme des Publikums konnten als zuverlässiges Indiz für eine erreichte Konvergenz von Körperideal, Männlichkeit und nationalen Verhaltensweisen begriffen werden. Sicherlich, die Präsentation der Turner auf dem Platz, in strikter Anordnung zueinander und in der strengen Bezugnahme der Bewegungen aufeinander, gedacht als die Darstellung eines «Gesamtkörpers»,³⁷ seiner Funktionsweisen und Eigenschaften, konnte als Bild in seiner Ästhetik bestechen, die Imagination der Nation und ihrer Männer bewirken. Doch diese symbolisch erzeugte Konstruktion war fragil, jede Abweichung schlug sich atmosphärisch nieder, veränderte das Sehen, wirkte sich auf die Deutung aus. Das nationale Turnfest in Bonn 1872 ist dafür eine Illustration: Auch hier war zunächst die Rede vom «vortrefflichen Effekt» der dargebotenen, einstündigen Freiübungen, die mit «grosser Präcision und Energie» ausgeführt worden seien. Doch dem Bericht der örtlichen Tageszeitung liess sich weiteres entnehmen: «Die in dichten Schaaren herbeigeströmten Zuschauer brachen», war hier zu lesen, «oft in laute Bravorufe, oft aber auch, wenn Einer der Turnenden die betreffende Übung verkehrt machte und z. B. anstatt sich nach vorn zu beugen, die entgegengesetzte Bewegung machte oder gar kerzengrade stehen blieb, in helles Gelächter aus».³⁸

Die Vorführung war ein Spektakel, ein Schauspiel, das Zuschauer und Darsteller umschloss. Das Publikum liess sich fesseln, quittierte den gelungenen Part mit Beifall und Anerkennung, beantwortete jede unplanmässige Bewegung mit einem Lachen. Auch wenn die Stimmung ausgelassen war – dieser Wechsel beinhaltete einen kurzen Moment der Distanz, hervorgerufen durch einen Augenblick, in dem das Bild der Geschlossenheit durchbrochen wurde und damit die bislang zum Ausdruck gekommenen Wert- und Verhaltensmassstäbe der Vorführenden an Glaubwürdigkeit einbüssten. Stets aber blieb der Zwang zur fort dauernden «Verkörperung» auf seiten der Turnenden bestehen. Dem urteilenden Blick der Aussenstehenden weiterhin ausgesetzt, musste der ursprünglichen Erwartung Stand gehalten werden, entzündeten sich doch gerade daran die weiteren Reaktionen der Zuschauer. Die Notwendigkeit, «virtueller Zuschauer» seiner selbst und der Aussenstehenden zu sein, war in einem solchen Moment geradezu unerlässlich. Denn nur in dieser Abständigkeit liess sich jene «Kontrolle über die bildhafte Verkörperung» gewinnen, die als Schutz vor einer drohenden Blamage unentbehrlich sein konnte.³⁹ Gelang die muster-gültige Präsentation erneut, geriet eines leicht in Vergessenheit: Es war gerade diese Fähigkeit einer «Abständigkeit» zu sich und den anderen, die jedes Bemühen einer vollständigen Vereinnahmung zunichte machte und jeden einzelnen mit jener inneren Distanz auszeichnete, die ihm nicht nur eine prinzipielle «Rückzugsmöglichkeit» eröffnete, sondern ihn auch in jeder Nachahmung und versuchten Imitation als «Doppelgänger seiner selbst» belies.⁴⁰

Anmerkungen

- 1 Helmut Plessner, *Die Frage nach der Conditio humana* (1961), Frankfurt 1976, 61. Für seine präzise Kritik danke ich Stefan Hoffmann.
- 2 *Deutsche Turn-Zeitung* (1876), 225–228, hier 227 f. (nachfolgend *DTZ*). Daraus auch die zwei anschliessenden Zitate. Aus Platzgründen werden im folgenden die Quellen- und Literaturangaben auf das Nötigste reduziert.
- 3 Eduard Angerstein, *Ruf zum Turnen*, Stade 1859, 11.
- 4 Ausführlich dazu: Svenja Goltermann, *Der Körper der Nation*, Diss. Bielefeld 1997 (erscheint Göttingen 1998). Zum Frauenturnen, das erst seit dem Ende der 1880er Jahre und auch dann nur zögerlich in eigenen Abteilungen der Vereine zugelassen wurde, vgl. Gertrud Pfister, «Sport – Befreiung des weiblichen Körpers oder Internalisierung von Zwängen?», in Gabriele Klein, Katharina Liebsch (Hg.), *Zivilisierung des weiblichen Ich*, Frankfurt 1997, 206–249.
- 5 *DTZ* (1889), 92.
- 6 Zur frühen Turnbewegung Daniel A. McMillan, «... die höchste und heiligste Pflicht ...». Das Männlichkeitsideal der deutschen Turnbewegung 1811–1871», in Thomas Kühne (Hg.), *Männergeschichte – Geschlechtergeschichte*, Frankfurt 1996, 88–100; zur graduellen Verschiebung im Kaiserreich Goltermann, *Körper der Nation*.
- 7 Anstelle von vielen M. Berger (Hg.), *Constructing Masculinity*, New York 1995 und die

- Beiträge im Sammelband von Kühne (Hg.). Enttäuschend: George L. Mosse, *Das Bild des Mannes*, Frankfurt 1997.
- 8 Pierre Bourdieu, «Männliche Herrschaft», in Irene Dölling, Beate Kraus (Hg.), *Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktionen in der sozialen Praxis*, Frankfurt 1997, 153–217, 167 (Hervorhebung im Original).
 - 9 Eine der wenigen Ausnahmen ist Beate Kraus, «Geschlechterverhältnis und symbolische Gewalt», in Gunter Gebauer, Christoph Wulf (Hg.), *Praxis und Ästhetik*, Frankfurt 1993, 208–250.
 - 10 Bourdieu, «Männliche Herrschaft»; Ders., «Glaube und Leib», in Ders., *Sozialer Sinn*, Frankfurt 1993, 122–146.
 - 11 Helmuth Plessner, «Der Mensch im Spiel» (1967), in Ders., *Gesammelte Schriften* (nachfolgend GS), Bd. 8, Frankfurt 1983, 307–313, 310.
 - 12 Für diese Diskussion nach wie vor grundlegend Judith Butler, *Das Unbehagen der Geschlechter*, Frankfurt 1991.
 - 13 Exemplarisch für neuere Ansätze einer Körpergeschichte: Philipp Sarasin, Jakob Tanner (Hg.), *Physiologie und industrielle Gesellschaft. Studien zur Verwissenschaftlichung des Körpers im 19. u. 20. Jh.*, Frankfurt 1998, dort auch die einschlägige Literatur.
 - 14 Vgl. dazu Philipp Sarasin, «Subjekte, Diskurse, Körper», in Wolfgang Hardtwig, Hans-Ulrich Wehler (Hg.), *Kulturgeschichte heute*, Göttingen 1996, 131–165 sowie Ders., «Die Produktion von Bedeutungen und Körpern. Überlegungen zum Konzept der Diskursanalyse». Vortrag im Kolloquium «Nichts als Sprachspiele?», in IWT-papers (Fakultät für Soziologie der Uni Bielefeld) 18 (1997).
 - 15 An dieser Stelle kann das Konzept der Mimesis und das damit verbundene Potential für die historische Analyse nur angerissen werden.
 - 16 Grundlegend dazu Gunter Gebauer, Christoph Wulf, *Mimesis. Kultur – Kunst – Gesellschaft*, Berlin 1992.
 - 17 Ebd., 433.
 - 18 Helmuth Plessner, «Der imitatorische Akt» (1961), in GS, Bd. 7, Frankfurt 1982, 447–457, hier 452.
 - 19 Vgl. im Rückgriff auf Merleau-Ponty und Plessner: Christoph Wulf, «Mimesis», in Gunter Gebauer et al. (Hg.), *Historische Anthropologie*, 83–126, hier 111.
 - 20 Helmuth Plessner, «Zur Anthropologie der Nachahmung» (1948), in GS, Bd. VII, 489–498, hier 395.
 - 21 Vgl. dazu vor allem auch Sarasin, «Produktion von Körpern», der dieses Argument im Anschluss an Lacans Aufsatz zum Spiegelstadium entwickelt.
 - 22 Plessner, «Anthropologie der Nachahmung», 396.
 - 23 Ders., «Zur Anthropologie des Schauspielers» (1948), in GS, Bd. VII, 399–418, hier 411, passim.
 - 24 Auf die Vielfalt sozialer Identitäten, die in diesem Zusammenhang eine zentrale Rolle spielt, hat u. a. Peter Burke, «Geschichte als soziales Gedächtnis», in Aleida Assmann, Dietrich Harth (Hg.), *Mnemosyne*, Frankfurt 1993, 289–304, hier 298, verwiesen.
 - 25 Ebd.
 - 26 Ebd., 407 (Hervorhebung im Original).
 - 27 Plessner, «Der imitatorische Akt», beide Zitate S. 453.
 - 28 Die Schilderung dieser wie der nachfolgenden Übungen in Angerstein, 17.
 - 29 Eduard Angerstein und Ernst Bär (Hg.), *Gedenkbuch zur Erinnerung an das 2. Allgemeine deutsche Turn- und Jubelfest zu Berlin, den 10., 11. u. 12. August 1861*, Zwickau 1861, 69.
 - 30 Ebd., 67.
 - 31 *Erinnerungen an das dritte deutsche Turnfest zu Leipzig*, 559, Bibliothek der Deutschen Sporthochschule Köln, DT 6568.
 - 32 Pierre Bourdieu, «Struktur, Habitus, Praxis», in Ders., *Entwurf einer Theorie der Praxis*, Frankfurt 1976, 139–202, 186.

- 33 Beschreibung nach Angerstein und Bär (Hg.), 65.
 34 Vgl. den Artikel «Stehen», in *Handbuch des gesamten Turnwesens und der verwandten Leibesübungen*, hg. v. Rudolf Gasch, Wien 1920, 744.
 35 Otto Heinrich Jaeger, «Das Gehen die zweite Turnübung», *DTZ* (1874), 263–272.
 36 Zur Sitzung des Ausschusses in der Deutschen Turnerschaft 1896, Sonderabdruck der *DTZ* (1896).
 37 So als Synonym für Volk bzw. Staat verwendet bei Oswald Faber, *Das Turnen in seinen Beziehungen zu Staat und Volk*, Berlin 1859, 20.
 38 IV. Allg. deutsches Turnfest in Bonn, *Bonner Zeitung*, Nr. 216, 5. 8. 1872, 1.
 39 Plessner, «Zur Anthropologie des Schauspielers», 408.
 40 Ders., «Der imitatorische Akt», 453.

RÉSUMÉ:

DOUBLE DE SOI-MÊME. RÉFLEXIONS SUR LA «MIMESIS» ET LE MASCULIN À LA LUMIÈRE DU DÉVELOPPEMENT DE LA GYMNASTIQUE EN ALLEMAGNE 1860–1900

Comment construit-on concrètement le «sexe»? Comment le sexe s’incarne-t-il dans le corps? Cette contribution récuse les représentations rapides et simplifiées de ce processus fondamental pour toute étude sur l’histoire des genres. En prenant l’exemple du développement de la gymnastique en Allemagne à la fin du XIXe siècle, l’auteur analyse soigneusement la production et l’intériorisation, la reproduction et la transformation du «masculin». Comment ces hommes ont-ils été éduqués et ont-ils assimilé une conception précise du «masculin»? Comment est-on parvenu à mettre sur le même plan masculin, force et nation? Au centre de cette étude figure le concept de «mimesis». L’imitation s’effectuait à différents niveaux et n’était nullement unidimensionnelle. La présente contribution reconstruit et montre la «structure» fondamentale des contacts visuels dans le processus de mimesis, pendant une manifestation de masse de gymnastique. Elle entend également montrer la diversité des processus d’imitation et la fragilité de tels phénomènes dans le temps.

(Traduction: Chantal Lafontant)